

Kritik zu »Endstation Sehnsucht«

FR, 21.6.2023

Eine Frau geht unter

„Endstation Sehnsucht“ in einer nicht komplizierten, aber kompakten und intensiven Lesart in Wiesbaden

Von Judith von Sternburg



Blanche, Sybille Weiser, ohne Ausweg.

KARL UND MONIKA FORSTER

Die Geschichte von Blanche wird in Wiesbaden besonders eindeutig und zutiefst deprimierend von ihr aus erzählt. Es ist wirklich und ausschließlich die Geschichte eines Untergangs. Der Untergang liegt vom ersten Moment an auf der Hand, erstens ist er im Kopf bereits installiert – wie so oft steht die Frage im Raum, wie man Tennessee Williams' „Endstation Sehnsucht“ zum allerersten Mal im Leben sehen mag –, zweitens machen die Regisseurin Mirja Biel und die Schauspielerin Sybille Weiser keine Sekunde ein Hehl daraus. Es ist auch keine Sekunde eine normale Situation. Weiser betritt die Bühne von Matthias Nebel wie ihren eigenen „Endstation Sehnsucht“-Kinofilm. Und ist wieder eine krasse Darstellerin, so angespannt, dass ihre Beine ständig irgendwo schweben, dazu die anstrengende, anziehende Stimme, und es geht trotzdem immer auf, auch diesmal oder sogar erst recht diesmal. Um sie herum scheint alles improvisiert zu werden, ihr Leben nur noch ein Luftschloss und jetzt nicht einmal mehr ein schönes. Wie aus dem Theaterfundus ihre flittrige Garderobe

(Sophie Reble). Im schwarzen Raum die bescheidene Möblierung von Stella und Stanley. Jalousien können ein Zimmer notdürftig einkasteln. Blanche wird nie mehr ihre Ruhe haben.

Um Weiser herum bleibt alles schemenhaft, darum aber nicht weniger interessant. Man darf aber keine New-Orleans-Atmosphäre erwarten – trotz eines monströsen Mardi-Gras-Getümmels, in dessen Mittelpunkt eine übergroße Kingkongfigur steht und Blancches vorausgegangene Vergewaltigung durch Stanley gewissermaßen kommentiert, wenn auch nicht sehr geistreich. Andererseits lässt sich eine Vergewaltigung auch nicht geistreich kommentieren.

Rettengring im offenen Meer

Man darf auch keine allzu großen Sympathien für Stella und Stanley erwarten, die nicht uninteressant sind, aber doch Statisterie neben Blancches Untergang. Marlene-Sophie Haagen zeigt eine bodenständige, nette, keineswegs unterwürfige Frau. Paul Simon ist kein Gewaltmensch. In der Szene, in der er Blanche darauf hinweist, dass die Einwohner Polens Polen

heißen, er aber noch dazu gebürtiger Amerikaner ist, zeigt er sich geradezu geduldig. Ein starker Kontrapunkt, ein Herüberwinken aus dem Leben. Weiser wirft sich Stans Freund Mitch, Lukas Schrenk, derweil an den Hals, wie man allein im offenen Meer nach einem Rettungsring greifen wird: Dass weiß sie schon selbst, dass das nicht mehr helfen wird.

Auch die leichte Verengung des Geschehens lenkt aber alle Aufmerksamkeit darauf, dass es nicht allgemeine Melancholie und der ökonomisch-sozial-psychologische Niedergang der alten Oberschicht der Südstaaten ist, die schließlich Blanche den Rest geben, sondern die Gewalt, die Stanley antut und die Stella deckt. Da ist Tennessee Williams hart, und in Wiesbaden wird es im kärglichen Umfeld besonders kristallklar offenbar: Es geht nicht anders, weil sie sonst nicht beim Vater ihres Kinders bleiben könnte, dem Mann, den sie zudem liebt. Dass Weiser zum Abschied noch singt: überflüssig, aber geschenkt.

Staatstheater Wiesbaden, Kleines Haus: 21., 22., 24., 30. Juni, 9. Juli.

www.staatstheater-wiesbaden.de